

# Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. November 1843.

## Die Schweiz, der Schwarzwald und die Lausitz.

Wir sind in diesen Blättern mit besonderer Vorliebe denjenigen Darstellungen unserer Dichter gefolgt, die uns heimisches Land und Volk schilderten. Wir begannen zu Anfang des Jahres unsere kritischen Berichte mit dem dritten Romane der Verfasserin von *Godwie-Castle*. Während frühere Romane derselben Autorschaft uns mit der ganzen Fülle und Innigkeit ächt deutscher Gemüthsstiefe in England und in Frankreich heimisch machten, führte uns „*Thomas Thyrnau*“ nach Wien an den Hof der Maria Theresia, nach Prag zur Zeit der Schlesiens Kriege, und schilderte uns auf Böhmischem Landbedelsigen und Burgen, namentlich auf jener merkwürdigen Feste Karlstein, deutsches Rococo und deutsche Romantik. Das Leben des Volkes blieb in diesen Darstellungen ausgeschlossen. Wir bewegten uns hier am Hofe und im Salon jener sogenannten bevorzugten Kreise, welche die Blüthen der Bildung sich in Früchte des Genusses zu verwandeln wissen; aber auch Gefahr laufen, bei der Trennung vom frischen Strome der geschichtlichen Bewegung in sich zu erstarren. Die Verfasserin von *Godwie-Castle* kennt nirgends das Volk, aber sie schildert uns doch, freilich in einem wunderbaren Gemisch von Liebhaberei und Satyre, auf jenem Karlstein die ausgemachte Narrheit einer in sich versteinerten aristokratischen Ausschließlichkeit. Die untern Schichten der Gesellschaft bleiben ihr in Oesterreich und in Böhmen fern, und wenn ein jüngeres, männliches Talent in Darstellungen „*Aus dem Böhmerwalde*“ den Vorläufer zu einem Volksromane gab, so steht zu hoffen, daß uns in diesem bereits nahhaft gemachten Romane auf Grund und Boden jener Landstriche eine Ergänzung erwächst. Dieser Roman heißt: „*Vier Brüder aus dem Volke*“; sein Verfasser Joseph Rank. — Ein anderer Theil der Oesterreichischen Lande wurde uns durch Spindler zugeführt. In seinem „*Vogelhändler von Imst*“ gab er ein Bild Tyrols vor hundert Jahren. Wir sprachen hier zur Zeit von dieser romantischen Idylle aus dem deutschen Volksleben. Deutschland besteht noch immer aus Provinzen, deren Selbstständigkeit neben einander fertig ist. Es hat auch Städte, und die Stadt erwächst schon weit mehr als die Provinz aus dem bloß örtlichen Bedürfnis heraus und einer allgemein deutschen Berührung

entgegen. Aber der Deutsche kennt, seltsamer Weise, seine Städte bei weitem weniger als seine Landschaften. Unsere Darstellungen beweisen das; unsere dichterischen Erfindungen ergehen sich weit lieber in den Landschaften als in den Städten. An Wien interessirt uns weit mehr das Oesterreichische Volkselement als Wiener Pöbel und Wiener Noblesse. Berlin und München sind noch gar nicht fertig, sie sind noch im Werden begriffen. Wer Dresden und Stuttgart zu Schauplätzen machen will, fühlt, wie dürftig hier noch der Grund und Boden, wie wenig Physiognomie hier schon ausgesprochen vorliegt. Sind Hamburg und Frankfurt wichtiger und als Individuen entschiedener ausgebildet, so fehlt es uns doch noch an Darstellungen, die uns das zur höheren Ueberzeugung brächten, uns gleichsam die dichterischen Beweise dafür lieferten. Die Franzosen haben hunderte von poetischen Darstellungen, die nicht bloß in Paris spielen, sondern die an dieser Stadttörtlichkeit auch geradezu ihren Reiz haben. Bei uns sind von Alters her die Landschaften vollter, fertiger und reifer als die Städte. Ein vielgewandter Novellist, A. v. Sternberg, hatte uns in seinem Romane „*Diana*“ die Centralstadt des Preuenthums vorgeführt, allein seine Schilderungen Berliner Gestalten und Verhältnisse waren zum Theil so fabelhaft, zum Theil so unsicher und zerbröckelt, daß sie vielfachen Spott hervorriefen. Auch ist es übel, daß bei Darstellung deutscher Zustände die Satyre sich gleich vorherrschend geschäftig zeigt, um die Trägheit unserer Gestaltungen, die hinter unserm Wollen und Erkennen so weit zurückbleibt, zu strafen. Poetische Darstellung verlangt fertige Bildungen, die sie feiern kann; Halbheiten verfallen mit Recht an die Geißel der Kritik. Auch was uns Sternberg von den Zuständen Ostpreussischer Landschaften vorführte und uns als Gegenwart bot, war nicht glücklich zu nennen; die Färbung seines Gemäldes verrieth zu sehr das romantische Bedürfnis der novellistischen Erfindung. Dagegen lieferte Alexis-Häring in seinem „*Waldeemar*“ abermals ein festes, getreues, hier und da fast zu sehr mit gründlich docirender Breite entworfenes Bild der Mark Brandenburg und anliegender deutscher Landstriche nebst Volk und Fürsten. Er gab uns freilich das Gemälde seines Landes mit geschichtlichen Beschränkungen und Bedingungen, die es für uns wie ein fernes, beinahe fremdes erscheinen ließen. — Wir erinnern den geneigten Leser noch kürzlich daran, daß wir ihm

auch Bilder aus dem Elsaß und den Bauernleben von der Grenze zwischen Böhmen und der Lausitz im Verlaufe unserer Berichte vorführten. Weill und Willkomm lieferten diese novellistischen Beiträge zur Kenntniß vom vielverzweigten deutschen Land und Volk. Schließlich hatten wir den Genuß, in den Schwäbischen Geschichten von Hermann Kurz wiederum eine vollwichtige deutsche Provinz zur geistigen Gültigkeit gebracht zu sehen. Es geschah dies von der Feder eines Jüngern, und doch bei allen Schwächen, die der Roman „Schiller's Jugendjahre“ als Kunst-erzeugniß hat, mit so glücklichen Griffen, daß wir an die Illustration Westphalens erinnert wurden, wie sie sich in jenem „Münchhausen“ von Immermann findet.

England ist bekanntlich stolz auf seine Landschaftspoesie. Sie ist nicht möglich ohne Herausbildung der provinciellen Eigenthümlichkeit zur selbstständigen Gestalt. In Frankreich hat, wie man zu sagen pflegt, die Stadt das Land aufgezehrt. Den Franzosen fehlt es nicht bloß an allem Sinn für Naturromantik, sondern auch an aller Anerkennung der provinciellen Berechtigung. Sind wir darin das Gegentheil, so daß wir immerfort an der Zerfallenheit gleichberechtigter Einzelheiten gelitten, den Mangel eines centralen Zusammenhaltens oft genug gebüßt haben und noch büßen, so gestatte man uns wenigstens in literarischen Dingen die Werthhaltung dessen, was wir haben, die dichterische Herausbildung unserer provinciellen Volksthümlichkeiten.

Diese allgemeinen Bemerkungen hab' ich nur wie eine Rechtfertigung zusammenfassen wollen, um daran Einzelheiten zu knüpfen, wie sie der Zufall der Lectüre herbeiführt. Die Schweiz, der Schwarzwald und die Lausitz werden uns in drei Productionen nahe gerückt, die wir hier kurz vorführen wollen und die unsere Reihe von deutschen Landschaftsbildern vervollständigen.

Ein historischer Roman aus der Schweizer Geschichte: der Knabe von Luzern, von Gustav v. Heeringen, reißt sich schon deshalb hier an, weil er uns, freilich nicht zu seinem Vortheil, an Spindler's Vogelhändler von Imst erinnert. Spindler's gewaltiger, kräftiger und farbenreicher Pinsel malt uns meisterhaft die wilden Nachtscenen, wo die Schrecken der Berge losgelassen sind. Diese Parteen suchen in der Landschaftsmalerei der deutschen Literatur ihres Gleichen. Und den Menschen, der zwischendurch in dieser dämonischen Wildheit, wo die geschaffne und geordnete Welt sich in's Chaos zurückzuwerfen droht, sich ein kindlich gutes Herz im Busen erhält und erzieht, giebt Spindler uns eben so fest und fertig. Heeringen bringt zum Schweizer Bilde manches richtige Material herbei, aber er weiß es nicht zu benutzen. Das Landschaftliche ist ihm auch nicht Hauptsache, vielmehr die Staffage, die ihm zur großen Gruppe, zum geschichtlichen Bilde erwächst; er selbst nennt seine Darstellung einen historischen Roman. Bleiben wir jedoch zunächst bei dem stehen, was man in der Malerei Genre-

stücke nennt. Spindler, dieser Salvator Rosa in der deutschen Novellistik, schilderte uns das Weihnachtsfest im Lande Tyrol, den Heiligen-Drei-Königsabend, das Schmenlaufen und andere volksthümliche Fastnachtsspiele. In Heeringens Schweizer Romane tummeln wir uns an den Ufern des Luzerner See's, auf der Engenwiese bei Bern, und sehen dem Schwingfeste, dem Hurnuswerfen zu. Das Letztere ist vielleicht von den Hirtenspielen in der Schweiz am wenigsten bekannt. Es giebt kaum eines, das Hand, Auge und Fuß gleich diesem in Anspruch nimmt. Die Hurnuscheibe ist in der Mitte etwas dicker als an den abgerundeten Rändern und auf dem Ende eines Stokens leicht befestigt, der mit dem einen Ende auf dem Boden, mit dem andern auf einem etwa drei Fuß erhöhten Kloben liegt. Beim Schlage darauf fliegt die Scheibe in die Höhe, wirbelt sich in der Luft herum und fällt dann, ist die Geschwindigkeit und Kraft des Schlägers danach, aus einer Höhe von hundert, und in einer Entfernung von fast tausend Fuß nieder. Dort wird der Hurnus von Anderen mit großen hölzernen Schaufeln aufgefangen und abgethan, wie der Spieldruck lautet. Dies Abthun erfordert wieder ganz besondere Gewandtheit. Gelingt es nicht und fällt der Hurnus ohne aufgefangen zu werden nieder, so giebt dies einen Punkt, das heißt einen Sieg für die Partei des Schlägers, die aber verloren hat, wenn er glücklich aufgefaßt wird. Beide Spielparteen, aus gleich vielen Gliedern bestehend, schlagen und thun wechselseitig ab; jede sucht der andern im Schleudern und Ablassen der Scheibe Punkte abzugewinnen, und die Zuschauer geben ihren eben so leidenschaftlichen Antheil durch Jauchzen oder lautes Verhöhnern zu erkennen. Die Entlibucher und Emmenthaler sind darin besondere Helden; weniger die Waldstätter, die in unserem Romane den Hurnus spielen. — Parteen dieser Art, wie sie auch schon die lebendige Reisebeschreibung liefert, lieft man in Heeringens Roman mit Vergnügen. Auch der Rittgang wird beschrieben, jene versängliche, aber, wie alle Berichtstatter uns glauben machen, harmlos betriebene Sitte des nächtlichen Besuchs, der unter der muntern Dorfjugend weder für anstößig, noch für rechtsvoll gilt, um darauf Ansprüche zu gründen, wie sie etwanige Folgen wünschenswerth machen. — Bis in die Mitte des zweiten der vier Bände haben wir Genrebilder solcher Art. Von geschichtlichem Inhalte ist die Erzählung der Schlacht von Morgarten, die ein Greis seinem Enkel als Erlebniß ausmalt, uns aber damit noch nicht in den Geist des vierzehnten Jahrhunderts versetzt. Der Held des Romans, der Knabe von Luzern, ist, wie es Anfangs scheint, eines Schneiders Sohn, aber seine Abkunft wird bald zweifelhaft. Kuoni hat die Eigenheit, zu lauschen, zu horchen. Und so drängt er sich in eine nächtliche Versammlung, ertauscht deren Geheimnisse und verräth sie alsbald. Hierdurch rettet er die Stadt, gegen die sich der Adel verschworen. Bei Morgarten hatte der Bauer über den Ritter gesiegt, der mit Herzog Leopold von Oestreich herangerückt war, nm die freie Schweiz zu knechten. Nachträglich aber lobert der alte Groll von neuem

auf und diese Händel machen historischerseits den Stoff des Romans. Die Ritter schinden die Kaufherren, die Kaufherren die Handwerker, die Handwerker die Bauern. In der Derbheit des Chronikensstils würde das ein humoristisches Gemälde geben; der Verfasser trägt es jedoch ernst und mit einer gewissen angenommenen Würde vor. Auch Kuoni, der anfängliche Schneiderbursche, der überall horcht, überall hilft und rettet, aber überall Prügel bekommt, sollte mit mehr Laune geschildert sein. Nach der Verschwörung der Ritter gegen den Schuttheiß und die Bürger von Luzern, erfolgt der Zug der Abtlichen gegen Bern und der Kampf dieses Cantons gegen Freiburg. Die Waldstätter eilen zu Hülfe. Nun giebt es wieder sogenannte große historische Scenen, das heißt Heeresmassen, Rosskämpfe, bunte Fahnen, Wappen, Schilder und ihre Abzeichen, ein Gedröhn und Gewühl Tausender. Es giebt seit Rogebue's Johanna von Montfaucon keine Theaterstücke mehr dieser Art; nur der Roman hat sich dies Genre noch erhalten. Schon zu Ende des dritten Bandes weiß man, welcher abtliche Herr Kuoni's Vater ist. Allein es geht noch mit Gewühl und Gewirr ohne Noth und ohne Spannung einen vierten Band so durch; ja, der vierte schließt und wir bleiben ungewiß, ob damit das Ende des Romans erreicht ist.

Berthold Auerbach hat in den zwei Bänden seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten einen sehr willkommenen Beitrag zur Kenntniß des deutschen Bauernlebens gegeben. Joseph Rant brachte uns von Böhmen nur den deutschen Landstrich seiner besonderen Heimath, den Zwiesel zwischen Baiern und Sachsen, zur Anschauung. Auerbach führt uns besonders die sogenannten Nestelschwaben vor. Statt der Knöpfe befestigen sie ihre Hosenhüften mit Nesteln, und zu diesen Nestelschwaben gehören die Schwarzwälder, Auerbach's nächste Landsleute. Rant gab uns geographisch physikalische Einzelheiten, grammatische Gründlichkeiten; sein Buch schien eben nur eine wissenschaftliche Vorarbeit. Dagegen setzt Auerbach als gewandter Novellist die Eigenthümlichkeiten seines Schwarzwaldes gleich fertig in Scene. Das Sprachliche läuft ungesucht zwischendurch, die gesammelten Volkslieder erhalten im Verlauf der Begebenheit ihre natürliche Stelle. Wir wollen die deutschen Landschaften nicht studiren, sondern ihre Charaktere in lebendigen Bildern vor uns sehen. Auerbach schafft sich selbst als Poet zugleich ein Genüge, er ersindet leidenschaftliche Conflict, und legt in diesen Darstellungen die ganze Innigkeit seines Naturells, seinen Hang zum dörflichen Stillleben nieder. Daß er in der Idylle glücklich, bewies er schon in frühern Darstellungen, wo sich Züge naiver Seelenzustände ungesucht einschlichen. Ich erinnere in seinem „Dichter und Kaufmann“ an die Partie, wo Lessing, der neben Moses Mendelssohn im Buche figurirt, ein kleines Judenmädchen liebt und der Verfasser in dieser Begegnung den Hang eines starken Geistes zur Natureinsicht mit besonderer Vorliebe ausmalt. In seinen Schwarzwälder Geschichten giebt es nun volle pausbäckige Natureinsicht in Menge. Gleich die erste Novelle, „der Tolpatz“ bringt gleichsam einen

schicksalsvollen Pinsel zum Vorschein. Es klebt dem Menschen von Kindesbeinen die Bestimmung an, daß er halt alles verunsichert, d. h. falsch macht. Selbst wenn er sich fein säuberlich in seine Sonntagshäs (Sonntagskleider) steckt, erntet er lautes Lachen, Spott und Hohn. Er macht nichts recht; dies Schicksal wird er nicht los. — In der „Kriegspfeife“ sind Schwäbische Troßköpfe in einem artigen Liebeshandel charakterisirt. Sie will, er soll nicht rauchen, denn ihm hängt allezeit, auch wenn er sie küssen will, die Pfeife im Maul. Da er die Pfeife nicht lassen kann, muß er das Mädel lassen. Sie sagt sich von ihm los. In der Verzweiflung nimmt er Dienste und zieht in den Krieg. Er kehrt zurück, ohne Pfeife, und das Mädel, das sich bald todt nach ihm sehnte, verlangt nun leidenschaftlich nach der Pfeife. Nun er sie abgelegt hat, will sie sie wieder, denn sie hat sich ihn die lange Zeit über nicht anders denken können und dies Bild von ihm, zu dem die Pfeife gehört, soll er ihr nicht stören. — Auch in einer andern Novelle: „Tonerte“ ist der Schabernack verliebter Schwaben sehr ergötzlich. Er hat das Mädel frestiebt und beißt sie wirklich so stark, daß sie seitdem das Tonerte mit der gebissenen Wange heißt und in ewigem Zanke mit dem Liebsten lebt; sie findet ihn nun so wütht (häßlich) und mag ihn nit heiren (heirathen). — „Des Schlossbauers Befehle“ (Abkürzung von Genoveva) ist die Coquette unter den Nestelschwaben. Sie wird von einem guten Burschen geliebt, aber sie betrügt ihn und liebt hoch hinauf. Der feine Herr wird ihr untreu und so rächt sich verschmähte Liebe. — Im „Befehlertes“ haben wir den Aufruhr der Bauern gegen einen befehlshaberischen Schulzen, — ein höchst glückliches, lebendiges Genrebild. — In den „feindlichen Brüdern“ sehen wir Schwäbische Troßköpfe, die endlich der Pfarrer versöhnt. — „Ivo der Haire“ ist die Geschichte eines katholischen Bauerjungen, der gern Haire (Herrlein, Geistlicher) werden will; weil er bei der Primiz, dem ersten Dienste eines neugeweihten Priesters, mit Entzücken sieht, welche Ehren das ganze Dorf dessen Eltern anthat; ein geistlicher Herr ist wie ein höheres Wesen, sogar die eignen Eltern nennen ihn nun Sie; genug, der Junge will auch ein höheres Wesen werden, lernt Latein, kommt in die Klosterschule, läuft aber bald davon und kehrt reuig zu seinen Schafen hoan (heim). — Von nicht niederem Interesse sind die beiden längeren Novellen im zweiten Theile.

Von Ernst Willkomm's „Grenzern“, von seinen Schilderungen des Bauernlebens auf der Grenze zwischen der Lausitz und Böhmen, war schon früher in diesen Blättern die Rede. Jetzt brachte Willkomm zwei Bände Sagen und Märchen aus der Oberlausitz. — Ich weiß nicht, ob die Lausitz eine so starke und in sich feste Charaktereigenthümlichkeit hat wie der Schwarzwald. Das Lausitzer Volkselement will mir als ein Gemisch von Schlesi'scher Redseligkeit, Sächsi'scher Geschwindigkeit und Böhmi'scher Verstocktheit erscheinen. Bei Grenzvolkern pflegt sich der Sagenschatz zu verwirren, der Charakter zu verwischen. Wie weit das bei den Stoffen, die Willkomm's

gewandtes Erzählertalent hier behandelt, der Fall ist, kann ich nicht erläutern, aber die Darstellung selbst giebt uns bisweilen das Gefühl von Unsicherheit oder der Vermischung mit anderen Elementen. Willkomm erzählt nicht so schlicht wie Kuerbach und flößt nicht dasselbe Vertrauen zu seinen Stoffen ein. Dieser ist auch da ganz Schwäbisch, wo seine eigne poetische Stimmung hervorbricht und die Gegenstände färbt. Ich weiß nicht, ob ein gewisser lustiger, lärmender Jubel, den Willkomm in seinen Darstellungen hier los läßt, Lausigisch ist. Willkomm zeigt zuviel. eignes Behagen an seinen Stoffen; wenn seine Bauern fluchen und toben, so sieht man fast zu sehr das Ergötzen des Autors. Ein Schauspiel aber, der Lachen erregen will, indem er selber lacht, kommt weniger an's Ziel als der trockne Komiker. In Kuerbach's Dorfnovelle wirkt die trockne Komik so schlagend. Außer diesem üppigen Ueberschusse der subjectiven Laune scheint auch die poetische Zuthat bei Willkomm oft reicher, als sie der Landstrich, den er charakterisiren will, von selbst erzeugen mag. Wir erhalten von ihm keine Liebschen Märchen, die ganz Dichtung, ganz Wiebergeburt mittelalterlicher Romantik sind, aber doch auch keine Grimm'schen Sagen, deren Schlichtheit ihre Localtreue verbürgt; er giebt eben ein Gemisch von beiden, das unsicher bleibt. Bei alledem hat Willkomm Humor genug, um uns, rechnen wir seine Weit-schweifigkeit ab, zu ergötzen, er mag nun eben Lausiger Bauern oder Kobolde eigner Erfindung vorsehren. Von den Darstellungen aus der Märchenwelt sind „der Zwergrbrunnen“ und „der Pfaffenborn“ besonders reich in den Decorationen ausgestattet. Besonders emsig, zierlich und mit einer eigenthümlichen Sauberkeit in sinnreicher Phantastik hat der Verfasser überall die Zwergewelt ausgestattet. Sehr ergötlich ist die Sage vom Husaren, der in der Trunkenheit umkommt und den Sausbrü-bern nun als wanderndes Irrlicht aus der Schenke heimleuch-tet. Seine Nase war Zeit seines Lebens à la Baroloph im Shakespeareschen Stücke hochroth und der Uebergang seiner ewigen Seele in ein Sumpflicht, das auf der Haide herumflattert, ist glaublich genug. Früher war der Husar Preussischer Wer-ber, jetzt wird der Berewigte für Noah's Reich. Seine Er-zählung, wie es da unten im Schattenreiche „bei Sr. Tief-trunkenheit“ hergeht, ist sehr launig, und auch hier ist Will-komm's Pinsel wieder in der Ausmalerei des Kostüms glück-lich; denn Vater Noah's Kellner stattet er vortrefflich aus. — Eine Reihe interessanter Federzeichnungen von G. Osterwald sind eine besondere Zierde der beiden Bände. Von Osterwald waren uns früher schon Skizzen zu einer neuen Ausgabe von Knigge's bekannter Reise bekannt.

## Feuilleton.

Von einer russischen Malerschule werden die Leser noch wenig gehört haben; höchstens ist der Ruf von Brulows Gemälde „der letzte Tag Pompejis“ zu einigen Kunstfreunden gedrungen. Gleichwohl behauptet man auch in Russland eine eigene Malerschule zu besitzen. Die Maleracademie in Peters-burg ist allerdings ein prachtvolles Gebäude, die Zöglinge der-selben tragen Uniform, aber von bedeutenden Gemälden ist noch nichts zum Vorschein gekommen. Am besten soll es noch mit der Landschaftsmalerei stehen und Cusine, der sich in seinem Werke über Russland auch über die russische Kunst ausdrückt, rühmt namentlich ein Gemälde von Worobieff, welches Pe-tersburg in einer Sommernacht darstellt und die Dämmerung, welche die Sommernächte in Russland so ganz eigenthümlich macht, auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise wiederge-geden haben soll. Außer diesen beiden Meistern hat sich keiner der russischen Maler ausgezeichnet.

Von Laube wird nächstens ein neues Drama „die Bern-steinherz“ sowie von Gutzkow ein Lustspiel „Boys und Degen“ auf der Bühne erscheinen.

Shakespeares „Sommernachtstraum“ mit Musik von F. Mendelssohn Bartholby ist nun auch in dem Theater zu Berlin aufgeführt worden und die verschiedenen Berichte stimmen darin überein, daß die Musik vortrefflich sey und nebst den komi-schen Partien im Stücke am meisten angesprochen habe. Die komischen Partien wurden auch von den Künstlern am besten gespielt, während das höhere geistige Element, das Feenleben und Treiben von denselben weder recht zur Anschauung gebracht, noch von dem Publikum verstanden wurde. Es ist dies nun das dritte alte Stück, das in Berlin mit Musik verbunden, hat b zur Oper gemacht wurde; wie Antigone wird der Sommernachts-traum mit der Mendelssohnschen Musik die Kunde über die deutschen Bühnen machen, die Neugierde des Publikums reizen und dann — spurlos wieder verschwinden. — Zur Hebung der wahren dramatischen Kunst würde sicherlich unendlich mehr ge-than werden, wenn man in Berlin ein Theater gleich dem Burg-theater in Wien einrichtete und so eine Musterbühne im Nor-den Deutschlands herstellte, welche, wie die Verhältnisse nun einmal sind, unsere jetzige erste deutsche Bühne, das Theater an der Burg in Wien, in manchen Stücken leicht überflügeln könnte.



